Karl May

Heute, am 30. März, vor zwanzig Jahren schloß in der Villa „Shatterhand“ in Radebeul Karl May für immer die Augen. Damit endete ein Leben, das ebenso reich an Abenteuern wie an Tragik war.

Karl May war ein Proletarierkind, der Sohn eines blutarmen Webers, im sächsischen Erzgebirge. Der Vater war ein geistig höchst regsamer Mann, der sich in fruchtloser Arbeit für eine neunköpfige Familie aufrieb. All seine Hoffnungen konzentrierten sich auf Karl, den einzigen Sohn, der sollte einmal „etwas besseres“ werden. Aber dieser Sohn war zugleich das Sorgenkind der Familie, ein schwächlicher, unterernährter Knabe, der gleich nach der Geburt erblindete und erst im fünften Lebensjahr durch eine Operation das Augenlicht wiedergewann. Kaum kann er sehen, so beginnt der Vater mit der „geistigen Ausbildung“. Er schleppt Haufen von Büchern heran, zwingt das Kind, alle lateinischen Pflanzennamen, die Einwohnerzahlen sämtlicher deutschen Städte auswendig zu lernen, läßt ihm Unterricht in Fremdsprachen geben. Daneben aber muß Karl Geld verdienen helfen, bis spät in die Nacht in einer Kneipe Kegel aufsetzen. Als er alt genug ist, ermöglicht der Vater mit den größten Opfern den Besuch eines Lehrerseminars. Aber die Zeit, die er dort verbringt, ist ein fortdauerndes Martyrium für den Knaben. Die feinen Lehrerssöhne, die mit ihm auf der Schulbank sitzen, lachen über den ungelenken, verträumten Weberjungen, die Lehrer sehen in seiner Verschüchterung Hinterhältigkeit. Immerhin, nach vier Jahren ist diese Hölle überstanden, und der junge May wird Lehrer in einer Fabrikschule in Chemnitz.

Hier nimmt sein Leben die verhängnisvolle Wendung. Er wird unschuldig eines Diebstahls bezichtigt und zu einer kleinen Gefängnisstrafe verurteilt. Mit ungeheurer Schwere drückt diese Schande den weichen, phantastischen Idealisten. Er, der schon im Seminar die vermeintliche Schmach seiner Herkunft so tief empfand, glaubte sich nun vollends von der Gesellschaft ausgestoßen. Ein wilder Entschluß kochte in ihm hoch, er will sich rächen an den Menschen, die ihn verstoßen und gebrandmarkt haben, rächen um jeden Preis. Er begeht eine Menge toller Streiche, sinnlose Einbrüche und Ueberfälle, die ihn wieder ins Gefängnis bringen. Was er getan hat, ist ganz unglaublich. Einmal stiehlt er einen Kinderwagen, ein anderes Mal unterschlägt er große Mengen Rauchwaren, für die er nicht die geringste Verwendung hat. Dazwischen treibt ihn sein Dämon fort, hinaus in die Welt. Er durchreist Nordafrika und den Wilden Westen, schlägt sich mit Beduinen und Indianern herum, lernt in einem Apachenhäuptling, der ihn aus der Gefangenschaft rettet, das Urbild seines „Winnetou“ kennen. Dann kehrt er in die Heimat zurück, wird als langgesuchter Verbrecher ergriffen und zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt; heute würde man ihn einem Sanatorium überwiesen haben.

Im Zuchthaus lenkt May, der Protestant, das Interesse des katholischen Katecheten auf sich, und diesem gelingt es, das Vertrauen des mit der Welt völlig Zerfallenen zu gewinnen. Der Geistliche überzeugt ihn von der Torheit seines Welthasses, heilt ihn von seinen Gewissensskrupeln und gibt seinem Leben neuen Inhalt durch den Hinweis, er könne durch sein Schaffen für die Gemeinschaft seine Schuld vollauf sühnen. Von nun an gilt Mays ganzes Streben der Erfüllung seiner Sühnepflicht.

Er hat schon früher für Zeitschriften kleine Beiträge geliefert, jetzt beschließt er, sich völlig der Schriftstellerei zu ergeben. Große ideale Ziele schweben ihm vor: seine Werke sollen eine einzige große Predigt der Nächstenliebe sein, jener Liebe, die selbst im ärmsten, verkommensten Menschen noch den Bruder ehrt, der Liebe, die May selbst sein ganzes Leben lang entbehren mußte. Aber nicht in ästhetische, abstrakte Form will er diese Predigt kleiden. Dann würden nur wenige ihn lesen, am wenigsten die Armen und Unterdrückten, denen er ja gerade den Lebensmut und das Vertrauen zu Gott und den Mitmenschen wiedergeben will. So sagt May das, was er zu sagen hat, in der Form des romantischen Reiseromans, den er selbst eine Abart des Märchens genannt hat. Sich als Künstler, als Dichter aufzuspielen, hat ihm stets ferngelegen. Er schrieb darüber in seiner Selbstbiographie: „Meine Reiseerzählungen gleichen den einfachen, schlichten Arm- oder Fußringen der Araberinnen, die nicht[s] weiter sein sollen als eben nur silberne Ringe. Der Wert liegt im Metall, nicht in der Arbeit.“

Diese Erzählungen haben einen ungeheuren Erfolg, ganz Deutschland begeistert sich an den Abenteuern Kara Ben Nemsis, des vorbildlichen Edelmenschen, des Ritters ohne Furcht und Tadel. Der Verfasser wird mit Anerkennung und Bewunderung überschüttet, Angehörige aller Klassen und Stände jubeln ihm zu. Freilich, diese Bewunderung rührt großenteils daher, daß jedermann den Schriftsteller May mit dem „Ich“-Helden seiner Werke identifiziert. Und May ist schwach genug, diesen Wahn noch zu nähren.

Er, der inzwischen durch seine Schriften ein nettes Vermögen erworben und geheiratet hat, hütete ängstlich das Geheimnis seiner Vergangenheit, ist glücklich, sich und anderen suggerieren zu können, er habe in der Zeit, die er hinter Zuchthausmauern verbrachte, mit Hadschi Halef Omar oder Winnetou die Steppen Asiens und Amerikas durchstreift.

Da wird May seine Gutmütigkeit zum Verhängnis. Ein in Not geratener Kolportageverleger, dem May für frühere Unterstützung zu Dank verpflichtet zu sein glaubt, bestürmt ihn, seinem Verlag durch Lieferung einiger Romane zu neuer Blüte zu helfen. May erfüllt seinen Wunsch. Dem braven Verleger scheinen die Romane in der von May gelieferten Form nicht „interessant“ genug, er sucht deshalb durch das Einschieben von allerlei pikanten Episödchen ihren Reiz zu erhöhen. Und nun bricht das Ungewitter los: die Verleger, denen Mays Erfolge geschadet haben, die Literaten, die auf den Volkschriftsteller verachtungsvoll herabsehen, die Spießer, „froh, das bißchen romantische Phantasie, das sie in anklägerischer Reumütigkeit in ihren Kindheitserinnerungen aufgestöbert haben, auf seinen Erreger abzuwälzen“ (Erich Mühsam), die alten Kulturkämpfer, die aus der Tatsache Kapital schlagen wollen, daß May seine Schriften vorzugsweise in katholischen Blättern veröffentlichte, sie alle vereinigen sich zum Feldzug gegen den „unsittlichen“ May, den „Verderber der Jugend“. Am gehäßigsten zeigt sich Avenarius, der Literaturgötze des Vorkriegsdeutschland. Nun werden die Jugendverfehlungen des Greises ans Licht gezerrt, man stellt ihn als literarischen Hochstapler dar, macht ihn selbst zum ehemaligen Räuberhauptmann. Verzweifelt wehrt sich der alte Mann gegen die Flut von Schmähungen. Es gelingt ihm, eine Reihe von Prozessen zu gewinnen, so einen gegen jenen Kolportageverleger, dem seine Fälschungen vom Gericht nachgewiesen werden, andere gegen die ärgsten seiner Verleumder, aber dadurch ist die Meute, die dauernd gegen ihn bellt, nicht zum Schweigen zu bringen. Der Dichter bricht körperlich zusammen und stirbt, buchstäblich zu Tode gehetzt, am 30. März 1912. Sein Vermögen vermacht er einer Stiftung, zum besten notleidender Künstler; Avenarius aber nennt ihn in seinem Nekrolog einen Schwindler von den Ausmaßen Cagliostros.

Mays Werk aber wurde durch den Kampf, der jahrzehntelang gegen ihn tobte, nicht erschüttert. 5 ¾ Millionen Bände beträgt bis heute die Auflage seiner Schriften. Die deutsche Jugend läßt sich ihren Karl May nicht nehmen, trotz Tarzan und Wallace. Josef Odenthal.

Aus: unbekannt, 30.03.1932.